



Der perfekte Cafémer

Die heutige Gesellschaft verlangt von jedem Menschen, daß er sich in der Kunst des Cafémers auskennt. Es ist nicht leicht, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen, denn es gibt so viele Arten, Kaffee zu trinken, daß man sich nicht leicht zurechtfindet. Wir geben deshalb unseren Lesern einige Ratschläge, die ihnen helfen werden, sich in jeder Gesellschaft als perfekte Cafémer zu zeigen.

Der perfekte Cafémer kennt alle Kaffeesorten, die es gibt, und weiß, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß.

Der perfekte Cafémer weiß, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß.

Der perfekte Cafémer weiß, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß.

Der perfekte Cafémer weiß, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß. Er weiß auch, daß Kaffee Hag nicht Kaffee Hag ist, sondern daß es sich um eine Kaffeesorte handelt, die ihren Namen nach einem Erfinder trägt, der Hag hieß.

Die richtige Ecke!



seinem Anblick wurden die Verhafteten bleich, aber sie gaben ihre Sache noch nicht verloren.

„Sie wissen, weswegen Sie verhaftet sind?“ wandte sich der Polizeihauptmann an seine unfreiwilligen Gäste.

„Keine Ahnung,“ war die in etwas unsicherem Tone gegebene Antwort. „Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor. Wir bitten dringend um Aufklärung.“

„Die soll Ihnen werden. Herr Hollbüll, darf ich Sie bitten, uns eine Darstellung der mit dem Rubinkauf zusammenhängenden Vorgänge zu geben.“

„Das ist mit wenig Worten geschehen,“ kam der Juwelier der Aufforderung nach. „Vor einigen Tagen erschienen diese beiden Herren in meinem Geschäft, um angeblich im Auftrage eines Herrn Greenback einen Rubinschmuck zu kaufen. Heute erschienen sie wieder, um den Kauf abzuschließen. Vorher wünschte dieser da — er wies auf den Aelteren der Fremden — noch einmal mit seinem Auftraggeber zu telephonieren. Zufällig beobachtete ich ihn dabei durch die Glasscheibe der Tür, wobei mir sofort auffiel, daß er beim Wählen der Nummer die Scheibe nur vier- anstatt fünfmal drehte. Es konnte also keine Verbindung zustande gekommen sein. Gleichwohl führte er scheinbar ein lebhaftes Gespräch, als dessen Ergebnis er mir die Zustimmung seines Auftraggebers zu dem Kaufabschluß mitteilte. Ich war mir sofort klar, daß hier ein Betrug geplant sei, und als mir der Herr dann die Zahlung der 75 000 Kronen in Noten anbot, wußte ich auch, wie er ausgeführt werden sollte. Man würde mir natürlich falsche Scheine geben. Um die Verbrecher zu überführen, bestellte ich sie für eine Stunde später wieder, ließ inzwischen Herrn Jörnsen hier, einen Sachverständigen von der Reichsbank, kommen und traf einige weitere Vorbereitungen. Die Fremden kamen wieder, ich erhielt meine 75 000 Kronen, und jene zogen mit dem Schmuck ab. Das war natürlich riskant, aber ich hatte dafür gesorgt, daß sie ständig im Auge behalten wurden. Herr Jörnsen hatte keine Schwierigkeit, die Noten trotz ihrer vorzüglichen Nachahmung als falsch zu erkennen. Nun, das weitere ergab sich ja von selbst.“ —

Die Verhafteten hatten bislang alles schweigend über sich ergehen lassen, aber jetzt verlor der Jüngste seine Ruhe. „Du Esel!“ fuhr er seinen Genossen an, „das kommt davon, daß Du immer alles zu gut machen willst. Konntest Du das ganz überflüssige Telephongespräch nicht lassen? Jetzt sitzen wir in der Patsche.“

„Das tun Sie allerdings,“ meinte der Polizeioffizier, „einige Jährchen dürfte der Spaß Sie kosten. — Nielsen, führen Sie die beiden ab!“

—o—

Schatten in der Nacht

Skizze von Max Geißler.

Es sind etliche Jahre darüber vergangen — erzählt mir James Dickens der Kanadier, der solch ein wundervolles „Seemannsgarn“ zu spinnen weiß — da beraubten in Ostcolorado zwei Banditen eine Bank um 100 000 Dollar. Nach der Tat verschwanden sie. Es war, als habe sie die Erde eingeschluckt. Sie waren wohl entkommen in jene menschenleeren Wälder und Steppen, die man heute kennt unter dem Namen Moffat County. Die Bank setzte eine erhebliche Belohnung auf ihre Köpfe. Vergeblich.

Etwa sechs Jahre später nahmen die Viehbesitzer und Cowboys mit ihren Herden die Straße auf, die gegen Moffat County führt; denn es liegen dort Weidetriften in erheblichem Umfange zwischen heimeligen Flüssen und Wäldern. Und nun dauerte es nicht lange, da fing die Gegend an, sich zu bevölkern.

In dieser Zeit fanden die Cowboys eine seltsame Fährte. Die Spur eines Menschen — zweifellos. Aber nicht eines Menschen, der Schuhe trug, und auch nicht eines, der barfuß ging . . Seltsam! Das Rätsel schien unlösbar, bis eines Tages . . .

Nun, eines Tages hatte sich ein Cowboy verritten, trabte dahin zwischen Felsgebirg und Urwald; da bemerkte er eine Gestalt, die war in Lumpen gehüllt und trug an den Füßen Hüllen aus Baumrinde, unterhalb wohl bebretteilt, und festgebunden mit dünnen Wurzeln.

Der Cowboy konnte sich nicht in ein Gespräch mit dem Menschen einlassen . . War das ein Mensch? Er konnte ihn nicht einmal beobachten; denn kaum vernahm der andere die Hufstritte, da verschwand er in den Büschen — ging darin unter wie ein Schatten. Der Reiter konnte nicht folgen, aber die geheimnisvolle Fährte war von Stund an erklärt.

Das Rätsel selbst freilich nicht. Warum lebte jener Mann wie ein Tier in der Wildnis? Außerhalb jeder menschlichen Gemeinsamkeit?

Just um die gleiche Zeit machten die Viehzüchter und Cowboys die Wahrnehmung: es fehlten hin und wieder Kleidungsstücke und Nahrungsmittel in den kleinen Speichern, die an den Rändern der Triften errichtet waren. Was verschwand, war kaum der Rede wert. Und die Hirten hätten gar nicht hingesehen, wenn da nicht die Fährte der beschuppten und bebretteilten Füße gewesen wäre!

Sie lagen auf der Lauer — viele Nächte. Das Schattenbild, das jenem Cowboy begegnet war, strich wohl einmal durch das Dunkel; lautlos, gespensterhaft. Aber haschen ließ es sich nicht. Unangreifbar schien's — wie jene Räuber, die den Sack mit den 100 000 Dollar aus der Bank geschleppt hatten.

Der Winter kam. Die Vorräte in den Speichern der Triften wurden in die Magazine des Ranches gebracht. Der „Schatten in der Nacht“ war vergessen. Viele der Cowboys verspotteten ihren Gefährten, der die Spukgeschichte aufgebracht hatte. Jedennoch: wie der Frühling kam und die Steppenweide begann, da mußten sie sehen: der „Schatten in der Nacht“ war da und trieb sich in geheimnisvollen Wanderungen um die Triften.

Einmal bemerkten ihn etliche Hirten, die um Mitternacht durch ein Geräusch geweckt wurden.

Das Geräusch kam von dem Platz, an dem sie Sättel aufgestapelt hatten. Ein Schatten strich um diese Sättel, kaum lauter als der Wind, der durch die Halme gleitet. Der Schatten neigte sich, betastete einen Sattel nach dem anderen. Und zwischendurch schaute er in die Richtung des Zeltes, in dem die Hirten schliefen.

Wie sie sich von ihrem Staunen erholt hatten, sprangen sie hinaus. Aber jener . . gleich einem Hirsche jagte der über die Trift, trotz der bebrettelten Schuhe, und verschwand in der Finsternis.

Auch in anderen Nächten bemerkte man ihn; auch um die Sattelstapel auf benachbarten Triften machte er sich bemerkbar. Immer nur um die Sättel! Und doch fehlte am Morgen keiner.

Da beschlossen die Cowboy, den Gespenstermann in die Falle zu locken. Zwei von ihnen bereiteten ihr Lager zwischen den Sätteln und hielten ihre Revolver in Reichweite.

Die Finsternis fiel. In der hohen Nacht erschien der Waldmensch — wie ein Schatten strich er daher; tastete an den Polstern der Sättel; und einmal klagte er, leis wie der Nachtwind, der um die Stämme streicht.

Da sprangen die Hirten empor — „Halt! Halt!“ — und ergriffen ihn. Mit Fackeln eilten die anderen aus dem Zelt herbei. Aber, oh, es war nichts zu fürchten von diesem! Denn er lief einem Traumbild nach — „durch tausend Nächte“, sagte er.

„Einem Traumbild von Sätteln? Wie denn das?“

Da erfuhren sie: der Mann war einer der beiden Bankräuber. Doch sein Gefährte hatte eines häßlichen Tages die ganze Beute in das Polster seines Sattels genäht und war geflohen. Der Einsame im Urwald aber war an dem Verrat von Sinnen gekommen! Wie ein Tier hatte er seitdem gelebt in der Wildnis und hatte gelebt in der verrückten Hoffnung: in irgendeinem Sattel müsse er den verlorenen Schatz entdecken!

Nun, nachdem ihm auch diese Hoffnung entflohen war, strich er noch eine kleine Zeit zwischen den Herden und Hirten und erzählte seine Geschichte . . immer die eine. Und eines Tages lag er draußen auf der Trift und war tot.

—o—

Der Schmetterling

Skizze von Grete Massé.

Da stand also eine Parkbank, blank und neu lackiert.

Da breitete sich ein Rasen um eine bronzene, bogenspannende Artemis. Da war eine Gruppe von fünf prächtigen Blutbuchen. Da saßen links in einer Laube einige junge Herren und einige junge Mädchen, die sangen oder plauderten. Von dieser Laube aus waren Theodor und Thekla im Gespräch um den hellgrünen, kurzgeschorenen Rasen gewandelt und hatten sich auf die weißlackierte Bank gesetzt.

Und da gab es noch — fast hätte ich es zu berichten vergessen — ein kreisrundes, buntes Blumenbeet, das in dieser Geschichte als Tummelplatz eines Schmetterlings und als ein Gleichnis nicht ohne Bedeutung ist.

Thekla hatte die Hand ausgestreckt und auf die Banklehne gelegt. Es war eine reizende, zarte Hand. Theodor betrachtete sie verliebt und wunderte sich, daß sie, wie andere Hände auch, fünf Finger hatte. Es wäre ihm nicht erstaunlich gewesen, wenn sich diese Hand durch irgend etwas vor anderen Händen ausgezeichnet hätte.

Merkwürdigerweise gehörte zu dieser Hand auch ein Arm, den der kurze Aermel des Sommerkleides frei ließ. Er und ebenso die zarte Schulter wetteiferten mit dem Händchen an Liebreiz. Von der Schulter hatte es Theodors Blick nicht mehr weit bis zum Kinn, das beim Lachen ein Grübchen zeigte, bis zu einer kleinen, krausen Nase, leider ein wenig mit den bräunlichen Flecken der Sommersprossen betupft bis zu dem blauen Feuer von zwei Augen, die lächelnd in die seinen sahen.

Sein einundzwanzigjähriges Herz pochte, wie drängender kein Gläubiger an der Tür des Schuldners pochen kann. Es war Sommer, und Gras und Blatt und Blume hauchten Düfte aus, die jungen Menschen stark ins Gehirn dringen konnten wie der Duft von feurigem Wein.

„Süße kleine Thekla,“ sagte Theodor, und er sah nicht mehr die Sommersprossen auf der kecken, kleinen Nase, sondern nur das lachende Blau der Augen und einen Mund, rot wie eine reife Frucht. Und es gelüstete ihn sehr, diesen Mund zu küssen.

Doch da saß plötzlich auf der zartschimmernden Schulter des Mädchens zartschimmernd ein Schmetterling. Er saß ganz still, und seine Flügel glitzerten wie Perlmutter.

Theodor dachte: Soll ich Thekla küssen und alles mit in den Kauf nehmen, was dazu gehört? Denn an Thekla hängt Familie, hängen Onkel und Tanten, hängt alles, was zur Sippe gehört. Und Sippe gibt nicht Ruhe, bis solchem Kusse der Alltag folgt und der goldene Ring.

„Schmetterling, was soll ich tun? Sei Orakel. Gib Antwort,“ sagte Theodor innerlich und sah erwartungsvoll auf das luftleichte, glitzernde Wesen. Da breitete der Schmetterling seine Flügel aus und schien vor Uebermut noch viel feuriger zu glitzern als vorher. Und er gaukelte über Theklas blondes Haupt hinweg und direkt auf das Blumenbeet zu. Und Theodor sah: er gaukelte von einer gelben Blume zu einer blauen, von einer weißen zu einer rosafarbenen, von einer violetten zu einer purpurnen. Er gaukelte von Kelch zu Kelch und flog dann an der bogenspannenden Artemis vorbei in die Freiheit der seligen Abendröte hinein.

Und Theodor verstand: Nippen von allen Blumen, den blauen, gelben, violetten und purpurfarbenen, aber sich nicht festhalten lassen, solange noch die Jugend glüht, denn nichts geht über die Freiheit der zukunftleuchtenden Ferne.

Theodor sah plötzlich wieder auf dem kecken Näschen der Geliebten die entstellenden Sommersprossen, daß der Schulterknochen sich spitz durch die Haut abzeichnete, wie auf den locken den Mund Lippenrot gemalt war und das puppenhafte Gesichtchen den verschmitzten Ausdruck der wissenden, listigen Eva hatte.

Und sein Herz pochte auf einmal gar nicht mehr. Sein Herz lächelte ironisch.

Thekla sah: die Entzauberung war da. Sie stand auf und sagte: „Kommen Sie in die Laube Was sollen die anderen denken?“

Sie gingen um den Rasen, an der bogenspannenden Artemis vorbei und setzten sich in der Laube, getrennt voneinander, zu den Gefährten und Gefährtinnen.

Die Blumen im Blumenbeet aber sahen aus, als schauten sie mit den bunten Augen alle dem Schmetterling nach, der in der Abendsonne ein kreisförmiges Pünktchen war. Und dann auch das nicht mehr.

—o—

Graf Tisza u. der Stallknecht

Graf Stefan Tisza liebte es, wenn er seine wenigen Ruhetage auf seinem Landsitz in Geszt verbrachte, zahlreiche Gäste um sich zu sehen. So waren auch an einem Festtage im Schloß alle Fremdenzimmer besetzt. Am zweiten Feiertage wurde ein Ausflug nach der Puszta Spilas, dem Hause eines vertrauten Freundes der Tisza, geplant. Alles war zur Abfahrt bereit, aber das Gespann, das der Graf selbst lenkte, wollte nicht anziehen. Weder Zurufe noch Peitsche halfen. Es stellte sich heraus, daß die Pferde nicht wie gewöhnlich vorher im Hofe herumgeführt waren. Tisza verlor ob dieser Nachlässigkeit des Stallknechtes seine Selbstbeherrschung, was sich bei dem trotz aller Strenge äußerst gerechten und im Tadel rücksichtsvollen Herren ganz selten, ja fast niemals ereignete. Er kanzelte den unglücklichen Burschen dermaßen ab, daß diesem die Tränen über die Wangen liefen. — Den ganzen Tag über war Tisza verstimmt. Darüber von der Herrin des Hauses freundlich zur Rede gestellt, erklärte er, allen Anwesenden vernehmlich, daß ihn der Zwischenfall am Morgen bedrücke. Er habe in seiner Heftigkeit dem sonst so gewissenhaften Knecht Unrecht getan. So glaubte der Graf durch diese Art öffentlicher Beichte sein Gewissen entlasten zu müssen. Doch begnügte er sich damit nicht. Nach der Rückfahrt nahm er den Stallknecht beiseite und bat ihn um Verzeihung.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 31 — Samstag, 3. August — 1929

Die Revolution

Skizze von Clara Stechhan.

Glühende Feuer fressen sich in den nachtdunklen Himmel hinein, die Kathedrale St. Anne steht in Flammen. Das ist die Fackel der Revolution! Drüben von den Seine-Höhen klettern die Schlangen der rotflackernden Holzflöße über die unheilschwangere Stadt. Paris ist in Brand!

Zerreißt die Ketten! Grabt die Zähne ins Blut der weißen Hexen, die in Samt und Seide um die Gunst der Fürstin gebuhlt haben! Zerfetzt die Orden der Offiziere, die sich zu vornehm dünkten, um einem braven Arbeitsmann den demütigen Gruß zu erwidern! Zerreißt ihnen die zierlichen Westen — sie haben kein Herz darunter, ist alles nur roter Wein und Mechanismus darunter!

Revolution . . die Karren rollen, von dumpfem Schreien begleitet jagt der grausige Zug zur Place de la Concorde. Die Guillotine arbeitet. Ihre Diener, vertiert in unmenschlicher Rachsucht, geifern Schandreden über die Opfer, die man hart gefesselt herauf schleppt. Unbeweglich stehen die Kavaliere, wohl einer, der in krampfhaftem Aufbegehren sich zu verteidigen sucht, und dort wohl eine, der mar das Kinn den der Brust riß und die ir heldenhaftem Mut dem Henker an die Kehle springt. Lodernde Augen brennen in weißen, feinen Gesichtern. Ein Henkersknecht schleicht zur Seite: „Du da, mit den goldenen Haaren, willst Du mir gehören? Ich rette Dich, ich habe die Macht!“ Verachtend hebt die Marquise die dunklen Augen über den Verführer hinweg, da vorn auf dem Block hat einer geblutet, dem sie folgen wird.

Die Kathedrale St. Anne bricht in Flammen zusammen, die Funken tosen über die halbe Stadt dahin. Der Pöbel johlt: „Brautnacht! Blutnacht!“ und die Karren rollen in grausiger Hast . . . .

Da schallt ein höhnendes Gelächter von dem Todesbau herab, es wälzt sich fort über die Massen des Volkes dort unten. Was gibt's? Wir wollen auch lachen! Da ist einer die Stufen des Blutgerüsts heraufgeschritten, angetan mit weißer Seide. Habt recht, Marquis! Solch ein Fest muß würdig begangen werden. Teufel, was habt Ihr für ein feines, adliges Hälschen, Marquis Montigny! Die großen klaren Kinderaugen unter der hohen Stirn, meiner Treu, ein zartes Spielzeug für die Königin. Wird manch eine da unten stehen und seufzen, wenn Euer schlanker Körper zum ersten Mal vor dem Pöbel sich beugen muß. Möchtet wohl gar ein Augentüchlein haben, Herr Marquis, damit Ihr nicht vor Entsetzen die Nägel in der schönen weißen Seide verkrallt! — Das Lachen jagt über den Platz dahin und reißt die Rasenden in seinen Strudel.

„Nun ist die Reihe an Dir, Montigny!“

Der Marquis steht wie eine erzene Säule vor dem blutigen Block. Die Seide schmiegt sich ihm an, wie zärtliche Frauenhand streichelt sie den Körper. Die Augen leuchten wie Feuer auf einsamen Bergen, er ist ja noch so jung, so zärtlich jung. Kein Wort verschwendet er an die, die ihn banden, sein Stolz reißt ihn über die tierische Menge hinaus, an dem Flammenwunder der Kathedrale hängt sein Blick, und sein Geist sucht die Geister derer, die in Versailles unter Marmorgrüften schlafen.

Die Henkersknechte zerren den Marquis zum Block. Immer noch gellt das Lachen dort unter den fetten, schmutzig verstumpften Gesichtern, Rufe werden laut: „Wir wollen die schönen Frauen von Dir grüßen, Montigny!“ — „Wir wollen Deine Kunstschätze unseren Kindern zum Spielen geben!“ — „Beuge Dein stolzes Hälschen, Du Letzter vom Versailler Adel, wir haben Euch gelehrt, daß der Prinz aus der Fürstenwiege auch einmal in einem bretternen Holzbett schlafen kann!“

Der Marquis Montigny kniet unter der Guillotine. Sie haben ihn dorthin gezerrt, und er hat sich nicht zu verteidigen gesucht. Steinern hart ist sein Gesicht, und er sieht die johlende Menge nicht. Da stürmt ein Weib die Holztreppe herauf, in wirren Strähnen fliegen ihr die schwarzen Haare ums Gesicht, sie fällt dem Henker mit brutaler Gebärde in die Arme: „Der da gehört mir! Ich fordere das Recht meiner Rache von Euch. Ich habe mit dem Mann, in dem seidenen Gewand eine alte Rechnung zu begleichen. Gebt ihn mir, Jean Bourget, Jules Lauterne, Ihr Henker von Paris! Mir gehört der Marquis Montigny, weil er meinen Vater erschießen ließ! Ich will ihn foltern, bis seine stolze Maske in Wahnsinn zerfällt! Gebt ihn mir, mein Haß wird sich wie ein Vampyr in sein weiches Fleisch einkrallen.“

Der Marquis Montigny hebt die leuchtenden Augen auf: „Laßt das Beil herunter. Macht es kurz mit der Maskerade! Ich kenne dieses Weib nicht.“

„Ha, Angst hat er, der feine Bursche,“ grinsen die Henker. „Ist ein zärtliches Liebchen, die schwarze Louison. Wir werden Dich ihr schenken, Du seidener Sünder.“ Und sie reißen den jungen Marquis von dem Holz empor, umwinden ihn fester mit dem rauhen Strick und schleppen ihn vom Gerüst herunter bis zu dem Karren, der noch von der letzten Fahrt her wartet. Sie werfen den Gebundenen mit roher Gewalt auf den Wagen, umarmen die Dirne, die dem murrenden Volk mit den weißen Armen zuwinkt, und springen mit zotigen Witzworten wieder hinauf, wo die letzten Opfer geduldig warten . . .

Das Volk gafft, wo der Karren vorüberfährt. Die schwarze Louison hält die Zügel des klapprigen Gaules, der Marquis Montigny liegt mit geschlossenen Augen auf den Brettern des Karrens, der in wilder Flucht hin und her geworfen wird. Jetzt wird die Straße stiller, das Geheul der Menge verlöscht in der Ferne.

Da zieht die Dirne ihre Jacke aus und schiebt sie dem Marquis unter den Kopf. Der schlägt die Augen auf und blickt das Mädchen groß und erstaunt an. Kein Wort wechseln die seltsamen Fahrtgenossen, und der Karren rollt eintönig auf der Landstraße. — Der Marquis sinnt und sinnt. Was will die Fremde von ihm? Er kann sich nicht besinnen auf die Geschichte von dem erschossenen Vater.

Das Antlitz des Mädchens hebt sich schmal und fein gegen den langsam sich erhellenden Morgenhimmel ab, der Marquis schaut lange zu ihr hin, plötzlich durchzuckt ihn eine jähe Erinnerung: Comtesse d'Orville! Und seine Gedanken laufen weit zurück in einen uralten Taxusgarten zu St. Denis, wo ein junges zärtliches Geschöpfchen neben ihm geschritten ist und auf ein Wort der Liebe von ihm wartete.

Der Wagen hält mit plötzlichem Ruck. Das Mädchen steigt vom Karren herab und beginnt, dem Marquis die Stricke zu lösen. Wie er seine Arme frei bewegen kann, springt er auf und reckt die Glieder in der Morgenfrische. Schaudernd streifen seine Blicke über die weiße Seide seines Kleides: blutige Ornamente hat das Todesgerüst dort hinterlassen. Das Mädchen wirft die Zügel seines Gaules über einen Baumast, dann tritt es dicht vor den Marquis, reißt mit einem jähen Ruck die schwarzen Haare herunter, da strömt eine goldene, lichte Haarflut über das feine, schmale Mädchengesicht. Der Marquis preßt beide Hände an die schmerzende Stirn: „Louison d'Orville, sind Sie es wirklich? Welch ein grausiger Traum hält uns umfangen?“

Das schlanke Mädchen geht zu dem grasenden Pferd, streichelt seinen Kopf und sieht den Marquis nicht an. „Marquis Montigny, wir sind hier an der Grenze des Hochlandes von Burgund. Drüben wartet der Kanal, der Euch auf schnellen Booten zu Eurer Stammburg nach Dijon führen wird, wo Ihr vor den Häschern sicher seid. Marquis, Ihr habt einmal in den Taxusgärten zu St. Denis zu einem kleinen, zärtlichen Mädchen gesagt, daß Ihr die Frauen haßtet, weil sie feige und treulos seien, wenn eine Gefahr drohe. Da hat das kleine Mädchen im trotzigen Herzen geschworen, Euch dieses Wort zuschanden zu machen. — Ich habe geweint und gebetet, als ich hörte, daß auch Ihr den schweren Gang unter die Guillotine antreten solltet, und da mein Leben mir nichts galt und kein Wunder geschah, das Euch befreit hätte von dem grausigen Sterben, so habe ich für Euch gelogen und meinen Leib den Henkern der Guillotine verkauft, denn der schwarzen Louison, die nicht mit Geld und Gut geizte, haben die Henker von Paris den sinnlosesten Wunsch erfüllt!

Marquis Montigny, ich habe für Euch gebetet, ich habe Schlimmeres als den Tod in meinem jungen Leben für Euch empfangen müssen. Wollt Ihr nun das Wort zurücknehmen, das Ihr einmal im Taxusgarten von St. Denis zu jenem kleinen, törichten Mädchen gesagt habt?“

Da kniete der Marquis von Montigny in brennender Scham vor der Feinen, die sich für ihn erniedrigt hatte, und küßte den jungen Mund, den ein Henker vor ihm geküßt hatte.

—o—

Freiheit

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,
Sie wird von außen nicht erstrebt,
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen
Im eigenen Busen dich belebt.
Willst du den Kampf, den großen, wagen,
So setz' zuerst dich selber ein:
Wer fremde Fesseln will zerschlagen,
Darf nicht sein eigner Sklave sein.

Nur reinen Herzen, reinen Händen
Gebührt der Dienst im Heiligtum;
Der Freiheit Werk rein zu vollenden,
Dies, deutsches Volk, dies sei dein Ruhm.
Die Lüge winkt, die Schmeichler locken,
Mit seiner Kette spielt der Knecht,
Du aber wandle unerschrocken,
Und deine Waffe sei das Recht!

Robert Prutz.

—o—

Die Wunderwelle

Skizze von Ernst Otto Reidhark.

„Ein Brief aus Wien!“

„Von dem jungen Herrn?“

„Nach Poststempel und Handschrift zu schließen, ja!“

Nach solchem Zwiegespräch legte Frau Zumbusch, des in den Ruhestand versetzten Hofkapellmeisters Fliederstock langjährige Wirtschafterin, den soeben mit der Abendpost eingetroffenen Brief auf dem Schreibtisch ihres Brotherrn nieder.

Aber, obwohl sie die Pflicht in die Küche rief, wo die Speisen des Anrichtens warteten, entfernte sie sich nicht. Nein! Neugierig und besorgt zugleich, wie alte Frauen in solcher Stellung sind, blieb sie zwischen Tür und Angel stehen und schielte verstohlen nach der schon recht zittrigen Hand des vereinsamten Vaters, der eben das Schreiben seines einzigen, nun schon längst erwachsenen Kindes fein säuberlich und sorgsam unter Zuhilfenahme eines altmodischen Falzbeins öffnete.

Wunderliche Gedanken huschten dabei durch der Wirtschafterin seit Jahr und Tag ergrauten Kopf. Dieser Vater und dieser Sohn! Dem

einen hatte sie noch in jugendlicher Kraft nach dem frühen Tode der Gattin gedient, den anderen hier in derselben Wohnung, die den Blick auf die Elbe hatte, im Arme getragen. — Lang war das her!

Aber geändert hatte sich sozusagen nichts. Weder in der Wohnung und den Gepflogenheiten des Herrn Hofkapellmeisters noch auch in dem seelischen Verhältnisse, in dem dieser Ausnahmemensch zu seinem einzigen Kinde stand. Mochten die da draußen die Welt auf den Kopf gestellt haben, an diese Festung kamen sie nun einmal nicht heran.

Endlich war der alte Fliederstock beim Lesen. Frau Zumbusch spitzte die Ohren, begierig auf jedes Wort der Mitteilung, das nun aus dem Inhalt des Briefes fallen könnte.

Und auf einmal drang es in ängstlichem, ja fast erschrockenem Tone an der Wirtschafterin Ohr: „Aber um Himmelswillen, Frau Zumbusch, haben Sie denn bei dem jungen Herrn etwas verlauten lassen?"

„Aber wovon denn, Herr Fliederstock?"

„Davon, daß Sanitätsrat Röder mir Schonung angeraten hat?"

„Herr Fliederstock, Sie haben es mir doch verboten!"

„Freilich!"

„Ich war gehorsam und schwieg."

„Das will ich hoffen, Frau Zumbusch, obwohl ich nach allem, was in diesem Briefe steht, nicht mehr recht daran zu glauben vermag."

„Was steht denn in diesem Briefe?"

„Hören Sie selbst!"

Fliederstock war bewegt. Daher kam es wohl, daß seine Stimme in dieser Minute ein wenig unsicher klang. „Mein Sohn schreibt: Ich mache mir Sorgen um Deine Gesundheit, Vater. Obwohl Du mir stets mitteilst, daß es Dir glänzend gehe, beschleicht mich in den letzten Wochen von Tag zu Tag häufiger ein unerklärliches Gefühl der Angst. Offen herausgesagt: der Angst um Dich. Morgen früh fahre ich nach Berlin. Für mein Leben gern hätte ich den Weg über Dresden genommen und Dich dort aufgesucht. Aber leider geht das aus beruflichen Gründen nicht an. Ich nehme an, daß dieser Brief mit der Siebenuhrpost bei Dir abgeliefert wird. Punkt neun Uhr spiele ich in der Philharmonie auf meiner berühmten Cremoneser, Deinem Geschenk, den Karfreitagszauber. Das Largo von Händel gebe ich zu. Das hast Du doch so gern? So sehe ich eine Möglichkeit des geistigen und seelischen Zusammenseins mit Dir! Hoffentlich funktioniert der Apparat so tadellos wie das letztemal, als ich ihn hörte. Tausend Grüße! Dein Roland." — —

Die arme Frau Zumbusch! Gebackene Fische waren des Hofkapellmeisters Leibgericht, und der Sanitätsrat hatte nicht das geringste dagegen, daß sein Patient die als Abendmahlzeit nahm. Sie waren leicht verdaulich und dazu noch ein schmackhafter Bissen. Heute waren sie so gut geraten und lebend frisch. Aber Frau Zumbusch mußte vergeblich auf ein Wort der Anerkennung warten, es kam nicht aus des Herrn Hofkapellmeisters Munde.

Nachdem der Fisch ohne Genuß und wie in Zerstreuung gegessen, wanderten des alten Herrn Augen fortwährend von der Uhr zum Lautsprecher und von diesem wieder zu der Uhr.

Punkt neun! Karfreitagszauber — Largo von Händel — ging es unaufhörlich durch dieses seltsamen Vaters Kopf.

Die Viertelstunden schlichen wie die Schnecken, aber mit der Zeit kamen sie dennoch voran, eine zu der anderen, und um fünf Minuten vor neun schaltete der Herr Hofkapellmeister ein. Frau Zumbusch war schon längst mit der Arbeit in der Küche fertig geworden. Auch sie saß nun in der Eßstube, wo man das Radio aufgestellt hatte, und wartete. Zwei Augenpaare, die sich mehr mieden als suchten, blickten versonnen in den matten Schimmer, den die durch einen Schirm geschützte Hängelampe in dem gemütlichen Zimmer verbreitete.

Es war still wie in einer Kirche, eine feierliche Minute der Andacht. So wenigstens für Frau Zumbusch, so sicher auch für Fliederstock.

Und da plötzlich: „Die Cremoneser!"

Das Wort fiel von Fliederstocks Lippen. Es versank in der Süße, die nun wie ein Wunder aus fernen Welten, unfaßbar durch das Zimmer schwebte: Die Melodie!

Frau Zumbusch hielt den Atem an und faltete beide Hände wie im Gebet. Die Geige des jungen Herrn, die auf der Wunderwelle von Berlin nach Dresden klang! Es war ziemlich düster im Zimmer. Aber Frau Zumbusch schien dieses Halbdunkel für den Genuß dieser Offenbarung nicht genügend zu sein, so stand sie auf und schaltete die elektrische Beleuchtung aus, so daß die beiden nun in Nacht getaucht waren und weder Gegenstand noch Umriß das Ineinanderfließen dreier Seelen zu beeinträchtigen vermochten.

Das Largo von Händel auf der Cremoneser. Nur ganz langsam kam Frau Zumbusch wieder zu sich selbst, als der letzte Akkord verhallt war, minutenlang hörte sie ihn noch in ihrem Innern nachklingen, und dann erst dachte sie daran, wieder Licht zu machen.

Sie tat es und ihre Beine zitterten. „Herr Hofkapellmeister!" schrie sie auf.

Keine Antwort. — Nun stand sie vor dem Sessel, auf dem Fliederstock saß, nun berührte sie dessen Hand. Dann das Gesicht . . . „Herr Hofkapellmeister!"

Nichts! — — Du mein Himmel!

Der Sanitätsrat hatte es ihr erst gestern gesagt, daß eine große Aufregung, sei's nun Freude oder Schmerz, dieses Herz für immer zum Stillstand bringen könne . . und nun . hatte die Wunderwelle solches getan.

Bahrgericht

Skizze von Leo am Bruhl.

Die Dunkelheit, die grenzenlos ist und die Welt für eine Nacht ausgelöscht hat, qualmt nun gleichsam vom moderfeuchten, rissigen Steinboden herauf, schwadet und schwelt, lichtet sich in halber Höhe der engen Zelle, flieht — vom ersten, zaghaften Frühlicht in grauen Dunst zersetzt — durch die handbreite, gittergesicherte Scharte, die in die armdicke Mauer des Stockturms gebrochen ist.

In dem Bund Stroh, das dem Gefangenen gestern zugestanden wurde, nachdem er fünf Tage und sechs Nächte am blanken Boden lag, knistert und knackt und splittert es; Aehren, die dem Dreschflegel entkamen, springen; wie ferne Büchsenschüsse hallt ihr Platzen.

Sonst Stille, ein unheimliches Schweigen. Ist schon das Grab draußen auf dem Schindanger, — vor dem Urteil?

Dem Tobias Schrott würgt in der trockenen Kehle ein verächtliches Lachen: Sie beweisen ihm nichts, die Herren, — trotz allem.

Er kauert auf dem Strohbündel, die Brust vorgeneigt, daß sie auf den Oberschenkeln liegt; aber der Kopf ist hochgerissen vom kräftigen Nackenmuskel, der Hals gespannt. Der linke Arm wird lahm bleiben; sie haben ihn in der Folter gut ausgerenkt, die gelehrten Herren. — Die Rechte, die trotz sechsmaligem Aufziehen noch gesund ist, streicht tastend über das rauhe, zerschorfte und brüchige Leder der Stiefel, die man dem Inkulpaten ließ; die Knöchel sind geschunden, aber ungebrochen, denn vollends zog der Folterknecht die Schrauben des spanischen Eisens doch nicht an.

Und die Nägel und Messerchen! Ach, Kinderstücke vor Tobias Schrott, den im Feld vor Murten ein italienischer Söldner gelehrt hat, das Fleisch des Leibes zu ziehen und zu dehnen damit de grimmigste Schmerz zu wohligem Kitzeln wird. Ein gut Folterchen haben sie schon, die Richter und Räte zu Willisau. Und doch nicht gut genug, um einem alten zähen Kriegsknecht das Wörtchen aus dem Rachen zu reißen, das einen hanfenen Strick wert ist.

Also, gestern abend plötzlich hören sie auf mit dem Foltern, wurden freundlich, ließen die Wunden waschen und obendrein noch salben, legten ihm selbst das Strohbett in den Käfig. Und jetzt müssen sie ihn wohl seines Weges lassen lassen, den sie unschuldig peinlich verhört haben. — Oder . . .

Der französische Ludwig zieht gerade gegen Napoli. Ob er einen Landsknecht anwirbt, dessen linker Arm taub ist?

Graugrünes fahles Dämmern füllt den Würfel der Zelle, ein tückisches Scheinen, eine böse höhnende Farbe, — Leichenfarbe. Zwanzig Tage liegt die Frau drunten am Kirchhof zu Ettiswyl in der kühlen Erde, — da mag nicht mehr viel übrig sein. Tot ist tot und redet nicht.

Auf einmal fährt Tobias Schrott auf, zieht von den Zähnen die dünnen Lippen zurück und lauscht.

Schritte! — Wirklich, Schritte im Gang! — Pulver und Blei, Schritte!

So früh foltert man keinen, da sind die hohen Herren noch nicht aus den Daunen. So früh hängt man einen oder . . . man läßt ihn ziehen, — frei. Frei?

Es tappt heran. Tobias Schrott, der furchtlose Knecht, erschauert nun doch, die Ungewißheit stößt ihm gegen die Herzspitze, riegelt ihm die Bälge der Lungen ab. — Was wird? — Frei?

Schlüssel rasseln, knirschen, das Schloß springt. Langsam öffnet sich die Eisentür. Alle Muskeln federn in Tobias Schrott; dem Wärter an die Kehle? — Der linke Arm schmerzt im Gelenk, da hilft keine schwarze Kunst. — Den Wärter niederschlagen? — Nein, keine Maus entweicht aus dem Stockturm.

Fort tappt der Schritt. Und . . . offen bleibt die Zelle.

Sind die Willisauer Räte Narren? Ist der Wächter trunken?

Mit einem Ruck steht der Knecht Tobias, schüttelt die Schwäche ab, die das Fasten schuf. Hart gebietet er seinem Atem nach der Weise des italienischen Beelzebub zu Murten. So werden die Pulse ruhig, der Kopf klar. — Gehen jetzt! Gemächlich gehen, daß es nicht Flucht sein kann, wenn sie lauern. Kein Schuldiger flüchtet . . .

Im Gewölbegang sind keine Luken. Ein Oellämpchen brennt über einem Kruzifix. Flakkert, kreist mit gelber Zunge um den eigenen rahlroten Kern, duckt sich, schwelt rauchend und zischt wieder hoch. Schattenkeile huschen wie Nachtgespenster.

Tobias Schrott zieht die rechte Schulter ein, als er vorbei geht, so, als könne er das kleine Holzkreuz versehentlich doch noch streifen. Die überrosteten Sporen klirren mißtönend. Schritt um Schritt geht Tobias vorwärts, schleichend nun, den Kopf eingezogen, den Rücken gekrümmt wie ein Bogenholz.

Frei? Da ist das Gewölbe zu Ende, der Hof tut sich auf, Morgenluft haucht in langen Zügen in den Stockturm.

Zwanzig, dreißig Schritte breit ist der Pflasterhof, dann das Bohlentor und . . . die Freiheit. — Steht auch das Gatter offen?

Keine Wache? Spähend tritt Tobias Schrott aus dem Gang in den jungen Tag hinaus. Wahrhaftig, das Gatter klafft.

Zwei Sprünge schnellt der Gefangene nach vorn. Da . . da ist es ihm, als schlage ihm eine Geisterfaust gegen die Stirn.

Ein Stöhnen entringt sich dem aufgerissenen Mund: „Alle Teufel! — Das Bahrgericht!"

Ueber Tobias Schrott huscht ein zitterndes Fösteln. Er schwankt, taumelt, fängt sich, packt sich zusammen, zwingt sich zu ruhigem Puls. Ob jemand versteckt ist und den Schauder sah, dem er unterlag, — er, der Unschuldige?

Gehetzt fliegt der Blick rundum. Niemand. — Aber irgendwo werden sie lauern — die weisen Herren.

Bahrgericht! — Tobias schmeckt bittere Galle auf der Zunge. Zwischen den Gatterflügeln steht die Bahre, der Holzbock mit dem weißen Leintuch. Und darauf die Gemordete, die tote Frau, die zwanzig Tage im Grab gelegen, drunten im Kirchhof zu Ettiswyl.

Draußen die Freiheit lockt. — Napoli, Napoli! — Aber davor steht die Bahre. Und so der Mörder vorübergeht, wird die Erwürgte gegen ihn zeugen; ihre verwese Hand wird sich heben und Klage führen.

Tobias Schrott setzt den Fuß vor, auch den andern noch. Die Finger der Rechten krallen sich zu dem Bannzeichen, das der Italiener zu Murten lehrte. Mit beiden Händen sei es zu greifen, sagte er. Aber nun, die linke Hand ist lahm. Tot wie die Frau dort. Und die Frau ist tot! „Feiger Esel!" schilt Tobias sich selbst und erschrickt vor dem hallenden Klang des Wortes. — Rasend quirlen die Gedanken und schäumen eine tosende Flut; obenauf aber schwimmt immer das gleiche: Ein totes Weib, das der Boden zwanzig Tage deckte, hebt nie und nimmer einen Finger! — —

Wirklich nie und nimmer? — War denn das Bahrrecht Lug und Märchen?

Noch einmal gewinnt Tobias Gewalt über sich. Vorwärts schiebt er sich, dem Tor entgegen. Die Morgenluft streicht ihm durchs Haar; das ist feucht und wie von Blut verkiebt. Und der Schlund verdorrt, die Zunge wie Leder Klappern die Zähne schon? Schlottern die Knie? Ist das nur der Hunger? Oder haben doch die spanischen Stiefel die Knöchel zermalmt?

Nein doch! — Vorwärts! Vorbei — Hinaus, hinaus!

Ein halber Schritt noch gelingt.

Da . . . wirft ein fliegendes Schütteln den ganzen Knecht Tobias Schrott, er greift ins Leere, dreht sich um sich selbst, die Kiefer sperren sich und finden nicht zurück, blind werden die Augen von roten, wirbelnden Feuerkreisen . . .

Unter den Füßen weicht das hölliche Pflaster, — die Totenbahre kommt gekrochen, auf kurzen Beinen näher gekrochen, näher . . . . näher!

. . die . . erwürgte Frau!

Die Frau hebt . . . die Knochenhand. Blut bricht aus ihr, rot färbt sich das Bahrtuch, . . . rot, ja rot.

Tobias Schrott schreit gellend in den Morgen und schlägt um. langhin. —

Nach füllte sich der Stockhof: Richter, Räte, Bewaffnete. Den Maleffikanten schleppten die Stadtknechte in Gewahrsam. Niemand hatte gesehen, daß die tote Frau die Hand hob: weiß war das Bahrtuch geblieben.

Der zwölfte Ludwig zog gen Napoli ohne den Knecht Tobias Schrott, — den schaukelte Meister Hänsling im Stockhof zu Willisau.

Die Himbeeren

Humoreske von E. M. Scharten-Antink.

Onkel Jan war ganz vernarrt in sein Pflegekind; wie sollte er auch nicht? War sie nicht ein liebes, süßes Mädelchen, seine zehnjährige Kleine, mit dem rotblonden Haar und dem dicken Zopf, den frischen, roten, goldsprossigen Wangen und den leuchtenden, warmbraunen Augen darüber? Und sah sie nicht der jung verstorbenen Mutter wie seiner eigenen Frau sprechend ähnlich.

Auf der Schule lernte sie ausgezeichnet. Natürlich: mit ihrem hellen Köpfchen! Nur schade — der Lehrer hatte es auch schon bemerkt — kein Gehör! Singen, nein, das ging nicht. Und das war nun so komisch: das Kind war versessen auf Singen! Das Schönste in der Schule war für sie die Gesangstunde am Mittwoch- und Samstagmorgen.

„Onkel, um elf Uhr mußt du vorbeikommen, dann singen wir!" — Sie fand es so schön!

Ein paar Tage später hatte der Lehrer — ein netter Mann, er liebte das Kind! — zu ihr gesagt:

„Thea, du mußt nun nicht allzu laut mitsingen, ich darf dich nicht heraushören!"

Und er hatte ihr über das Haar gestrichen. Sie hatte es selbst zu Hause erzählt und — nichts begriffen.

Aber nun war wieder etwas passiert . . Ein merkwürdiges Kind war es doch!

In dem Städtchen, in dem der Onkel als Architekt tätig war, gehörte zu seinem Hause ein großer Garten, in dem es Gemüse und Früchte in großen Mengen gab.

Nun wollte Tante einmal Himbeermarmelade machen. Es waren Ferien, und also durfte Thea, überglücklich, sie pflücken.

„Pflück nur alles ab," sagte die Tante, „die noch nicht reifen auch, das schmeckt sehr gut in der Marmelade und wir brauchen viel . Also jetzt nichts mehr davon essen, hörst du! Sonst reicht's nicht."

„Nein, Tante."

Und sie lief mit ihrem Körbchen in den Garten.

Fern, zwischen den Apfelbäumen hindurch, bei den Himbeersträuchern, sahen sie Thea, eifrig beschäftigt; das Köpfchen mit dem großen blauen Gartenhut ragte gerade noch heraus . . Liebling!

. . . Aber, nein, sahen sie richtig? Nun aß sie ja doch! — Unmöglich! — Nein, jawohl, sieh nur, immer mit der Hand nach dem Mund . .

„So ein Schelm," hatte er noch zu beschwichtigen gesucht. Aber Tante wurde böse: „Nein, Jan, sieh doch nur, sie tut nichts als essen; es ist nicht nett von ihr, ich habe ihr ausdrücklich gesagt, daß sonst nicht genug da sein werden!"

Und als Thea mit ihrem Körbchen ins Haus kam, wurde sie von Tante mit Schelten empfangen, und selbst Onkel mußte sagen, daß ihn sein Kind enttäuscht hätte.

Thea aber brach in Tränen aus. Sie hätte es nicht getan . . . schluchzte sie in einem fort, sie hätte es wirklich nicht getan . . .

Aber dieses eigensinnige Leugnen betrübte die Pflegeeltern, da sie es doch selbst gesehen hatten, nur um so mehr.

Nachmittags war Thea wieder unartig. Nicht so arg . . die Gedankenlosigkeit eines Kindes. Onkel saß bei einer Zeichenarbeit; sie machte ihre Ferienaufgaben und stie ßein paarmal gegen den Tisch.

„Thea!"

„Ja, Onkel!"

Und noch einmal! Da schickte der Onkel sie in die Ecke.

Still stand sie im Winkel, mit dem Gesicht zur Wand, der hübsche rote Zopf im Licht . Und so still stand sie, daß Onkel sie vergaß. Seine Bauzeichnung wollte nicht vorwärts kommen; der Nachmittag war glühend heiß. Die Finger seiner linken Hand fuhren immer wieder durch sein ergrauendes Kraushaar.

„Zum Teufel, wie kriege ich nur in dieses Dach diese Fenster. Das wird schlimm!" Dann irrte er ab nach anderen Einzelheiten, kam wieder, überlaut scheltend und sich den Kopf kratzend, zurück auf die unauflösbaren Dachfenster.

Und plötzlich, aus dem Winkel, das Stimmchen des vergessenen Kindes, spitzbübisch, schelmisch: „Mach sie doch ein bißchen breiter, und ein bißchen länger . . ."

Dieser Strick! Dieser unglaubliche Kobold! Onkel sprang auf, küßte sie und nahm sie in seine Arme, und sie lachten, lachten alle beide.

Da fiel ihm wieder die Geschichte mit den Himbeeren ein, und vorsichtig. im günstigen Augenblick fragte er sie ernst:

„Aber nun sag mir mal, Thea, warum tatest du das vorgestern mit den Himbeeren?"

Aufrichtig sah das Kind ihn an:

„Onkel, ich habe wirklich keine gegessen . ."

„Aber Liebling, wir haben doch selbst gesehen, Tante und ich, wie du sie in den Mund steckest . . ."

Plötzlich begriff das Kind:

„Oh, aber Onkel, das waren die unreifen! In denen blieb der Stiel sitzen, und dann steckte ich den Stiel in den Mund und zog so die Himbeeren ab, weil ich doch das Körbchen im andern Arm hatte."

„Kind . . .", sagte der Onkel nur und streichelte nachdenklich ihre blühende Wange.

„Komm, das wollen wir der Tante erzählen!"

Und auf dem Flur, während ihm das Kind vorauseilte, dachte er: Ob, menschliche Gerechtigkeit . . Gott allein prüft die Herzen . .

Der Einbrecher

Ein wahres Ferienerlebnis von W. Asten.

Inge Kaiser, die blasse Lehrerin aus der Großstadt weilte bereits acht Tage bei ihrer Jugendfreundin Trudel in dem einsamen Forsthause mitten im Walde. Und wie wohl diese Ruhe, die reine, würzige Luft dem nervenüberreizten Stadtkind getan hatte, das kündeten die aufblühenden Rosen auf den bleichen Wangen, der klare Blick der Augen.

Heute abend war Inge allein im Forsthause. Sie hätte sich den liebenswürdigen Försterseleuten, die einer kleinen Feier geladen waren, ja anschließen können. Aber wer sollte denn Trudels zweijährigen Buben bemuttern, der kategorisch erklärt hatte:

„Mama kann gehen, wenn Tante Inge bei mir bleibt."

Also war sie geblieben. Saß am Tische, neben dem Bett des Kleinen und las in einem Buche. Ein heroischer Entschluß von Inge Kaiser, denn offen gestanden fürchtete sie sich ein wenig in dem einsamen, stillen Hause.

Und dieses unbehagliche Gefühl nahm zu, als sie das Mädchen, das im abgelegenen Hinterzimmer schlief, zu Bett geschickt hatte.

Mit Gewalt suchte sie diese törichte Furcht zu unterdrücken; aber immer wieder wurde sie wach und es kroch ihr eiskalt ans Herz hinan.

Inge versuchte zu schlafen, und war auch ein wenig eingenickt, als ein sonderbares Geräusch sie erschreckt auffahren ließ.

Wie ein Tappen hatte es draußen vor dem Fenster geklungen.

Torheit. Es war ja totenstill, nur eine Sinnestäuschung konnte es gewesen sein.

Aber nein, jetzt klang das unheimliche Tappen wieder an ihre Ohren.

„Herrgott, wer mag das sein?" dachte sie und starrte mit angstvollen Augen nach dem Fenster das doch fest mit einem Laden verschlossen war.

„Einbrecher!" fuhr es ihr durch den Sinn. —

Da — sie krampfte beide Hände an die eichene Tischplatte —, am Fensterladen machte sich jemand zu schaffen. — Ein leises, reibendes Geräusch, wie das Arbeiten mit einer Feile. —

Jetzt war sie sicher. — Einbrecher! —

Eine tödliche Angst überkam Inge.

Regungslos, doch mit klopfendem Herzen stand sie da.

Ihre Augen bohrten sich förmlich in den Fensterladen, als müßten sie im nächsten Augenblick das Gesicht des Einbrechers schauen, der draußen, immer vernehmbarer, seine verbrecherische Arbeit leistete.

Da überkam sie der Mut der Verzweiflung. Hilfe hatte sie von dem Mädchen nicht zu erwarten. Sie mußte allein handeln.

Leise trug sie das Bett mit dem schlafenden Kinde in den dunklen Winkel des Zimmers. Schob, die Angst verlieh ihr Riesenkräfte, auch den schweren eichenen Tisch dorthin. Dann nahm sie eine Büchse von der Wand und ließ sich neben dem Bett nieder.

Wußte sie auch keinen Bescheid mit der Waffe, teuer wollte sie ihr Leben und das des ihr anvertrauten Kindes erkaufen.

So hockte sie eine halbe, eine Stunde, und der Unhold draußen feilte noch immer an dem festen Laden. Wie lange noch, und der Unhold schwang sich herein. Das war zuviel für ihre überreizten Nerven.

Mit einem ächzenden Aufschrei sank sie ohnmächtig neben dem Bett nieder.

So fanden sie die heimkehrenden Försterseleute.

„Herrgott, Inge, was ist dir?"

Die Frage der jungen Försterin ließ Inge entsetzt auffahren. Das Gewehr in ihrer Hand entlud sich. Glücklicherweise ging die Kugel in die Wand. Nur der Kleine von dem Schuß aufgeschreckt, fing laut zu weinen an.

„Aber Inge, so reden Sie doch!" drängte nun auch bestürzt der Förster.

„Einbrecher waren da!" stieß Inge heraus. Dann sank sie mit einem befreienden Weinen der Freundin in die Arme.

„Arme törichte Inge! Kleiner Angsthase! Nur ihrer Unkenntnis über das Leben unseres Waldes und seiner Tiere haben sie diesen unnötigen Schrecken zu verdanken! Kommen Sie, wir wollen ihnen den Einbrecher zeigen!"

Beide nahmen die noch zitternde Inge bei der Hand und führten sie hinaus in die helle Mondnacht.

„Da, du Dummerchen!" lachte die Freundin.

Und vor dem Fensterladen, am Boden, erblickte Inge ein stattliches — Hirschgeweih.

Die älteren Hirsche werfen ihr Geweih vom Februar bis zum April ab und ersetzen es bis Ende Juli wieder.

„Ein dummer Hirsch war es, der sich seines Geweihes entledigt hat und ihnen durch das Scharren und Reiben solche Furcht einjagte," erklärte der Förster. „Sonst pflegen die Hirsche es nur an Bäumen zu tun, aber der hat mir das Suchen bequemer gemacht."

„Nicht, nun wirst du dich nicht mehr fürchten, kleine dumme Inge?" fragte lachend die Freundin.

Inge Kaiser stimmte befreiend mit ein. Aber in ihren Augen war es zu lesen: diese Schreckensnacht würde sie in ihrem Leben nicht vergessen.

Das Telefongespräch

Skizze von Otto Schumann.

Zwei elegant gekleidete Herren betraten den Hollbüllschen Juwelierladen am Kongens Nytorv, eins der ersten Geschäfte der dänischen Hauptstadt. Wir kommen im Auftrage von Mr. Greenback, wegen des Rubinschmucks, den wir uns neulich schon angesehen haben. Mr. Greenback ist nicht abgeneigt, das Stück zu kaufen, vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis einig werden."

„Ich 'nannte Ihnen bereits den Betrag, meine Herren," entgegnete verbindlich Herr Hollbüll. „Sie wissen, ich habe feste Preise; unter 75 000 Kronen kann ich den Schmuck nicht ablassen."

„Ich dachte es mir wohl," meinte der Aeltere der beiden Besucher, dem Akzent nach unschwer als Amerikaner zu erkennen. „Greenback wird nicht billiger dazu kommen. Aber ich möchte doch lieber erst noch einmal mit ihm sprechen. Kann ich hier telephonieren?"

Der andere betrat die Zelle. Durch die Glasscheibe in der Tür konnte man beobachten, wie er den Hörer abnahm, seine Nummer wählte und dann, lebhaft gestikulierend, sein Gespräch führte, wenn auch kein Wort davon im Laden zu verstehen war. Nach einigen Minuten erschien er wieder.

„Die Sache geht in Ordnung," wandte er sich an den Juwelier. „Greenback ist mit 75 000 einverstanden. Wir sollen den Schmuck gleich mitnehmen."

„Ich muß Sie bitten, sich noch etwas zu gedulden," meinte Hollbüll. „Das wertvolle Stück liegt im Stahlfach meiner Bank. Ich lasse es aber sofort holen. Wie wünschen die Herren übrigens zu bezahlen? Vielleicht mit einem Scheck oder . . ."

„Nein, nicht per Scheck," wehrte derjenige, der bisher die Unterhandlung geführt hatte, ab. „Wir haben den Betrag in Tausendkronenscheinen bei uns. Das wird Ihnen auch das Liebste sein."

„Aber gewiß, das nenne ich ein glattes Geschäft. Bitte, sprechen Sie nach einer Stunde wieder vor."

Schlag fünf waren die beiden Amerikaner wieder zur Stelle. Herr Hollbüll hatte den Rubinschmuck bereit, dieser und fünfundsiebzig Tausendkronenscheine wechselten ihre Besitzer. Die Fremden verabschiedeten sich, sichtlich in gehobener Stimmung, in ein nahegelegenes Restaurant.

„Das ist glatter gegangen, als ich dachte," meinte der Jüngere schmunzelnd.

„Warum sollte es nicht glatt gehen? Die Sache war doch tadellos aufgezogen," entgegnete sein Begleiter. „Jetzt wollen wir nur schnell noch eine Kleinigkeit essen; in einer halben Stunde müssen wir im Zuge sitzen."

Auf dem Bahnhofe geschah dann etwas Unerwartetes. Zwei Herren traten plötzlich auf die Amerikaner zu: „Wir sind von der Kriminalpolizei. Bitte, folgen Sie uns ohne Aufsehen."

„Aber was wollen Sie denn? Wessen beschuldigt man uns?" — „Erklärungen erhalten Sie später. Jetzt zum Auto!"

In rascher Fahrt gelangte man zum Polizeipräsidium. Die Amerikaner wurden in ein Zimmer geführt, wo sie zu ihrer Ueberraschung neben einem höheren Polizeibeamten einen alten Bekannten, Herrn Hollbüll, vorfanden. Bei